

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1950**

21 (1.11.1950)

# FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1. November 1950

4. Jahrgang / Nr. 21

## HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

„Wer ist unter uns, der bei der ewigen Glut wohne?“

Beitrag zur Frage: Katholisch oder evangelisch?

Christenlehr-Entwurf zum Reformationsfest. Plan: C/II/5

### Die Schande der Christenheit.

Die Schande der Christenheit ist, daß zwei Kirchen in den Dörfern und Städten stehen, die evangelische und die katholische! Mit ihren Türen sind sie nicht bloß die in die Ewigkeit weisenden Hände, sondern auch die gezackten „Wundränder“ jenes klaffenden Risses im Leibe Christi auf Erden!

Denn die Christenheit ist ein Leib! Dazu hat Jesus sie formiert, als er in den Jüngerkreis Zelot wie Zöllner — die „äußerste Rechte“ wie „Linke“ — aufnahm, wie vor seinem Kreuzestod und seiner Auferstehung alle Zerstückelung der Menschheit aufhören darf („Hier ist kein Jude noch Grieche . . .“, Gal. 3, 28). Hier gilt nur das Menschengesicht, das ihn ansieht! Geheimnisvoll ist der eine Leib bewegt von dem einen Geist (Ephes. 4, 4). Nun aber hat der Leib seine tiefe Wunde erhalten.

Welche Not entsprang schon daraus! Für das deutsche Volk in seiner Geschichte. Für die Kirche Christi, die auf eine weite Strecke den Frieden nicht hat. Wie ganz anders könnte die eine Christenheit der Front der Gottlosigkeit begegnen! Wie leicht entsteht konfessioneller Pharisäismus: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andere Kirche!“ (Zu diesen Punkten vgl. J. Schieder, Warum evangelisch?)

Wer nach der Heilung Ausschau halten will, muß die Tiefe der Wunde verstehen.

### Das Herz in seiner Todesnot.

Die Wunde geht tief, bis in die Todesnot des Herzens. Wir veranschaulichen das mit der Not des Staffan zu Helgetorpe, die der schwedische Bischof und Dichter Bo Giertz in seinem Roman „Das Herz aller Dinge“ (der so geistesklar und so mit beiden Seiten mitempfindend in das konfessionelle Problem einführt!) schildert. Bei dem Treffen von

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: Plan C/II/5 -  
Handr. f. d. Predigt: 24. So. n. Trin., Buß- und Betttag Vor- und  
Nachmittag, Totensonntag / Berichte: Themen bei der 2. theol.  
Prüfung im Spätherbst 1950 / Buchbesprechungen.

Skrukeby zwischen Königsmacht und Bauertum wie zwischen den Lutheranern und den Altgläubigen erhält der verwundete St. zweimal geistlichen Zuspruch, einmal von seinem Priester, sodann, als die Katholiken sich zurückziehen müssen, von dessen leiblichem Bruder, der inzwischen lutherisch geworden ist. „St. saß gegen eine dicke Fichte gelehnt, die ihm Deckung gegen das Feuer gab. Ihm war der Unterschenkel zersplittert, der Boden war eine einzige Blutlache, und der Fuß lag unnatürlich nach innen verrenkt. Unter Ruß und Bartstoppeln war sein Gesicht gelblich. Als er den Pfarrherrn erblickte, nickte er wehmütig. Herr Andreas wollte versuchen, den Blutstrom zu hemmen, aber der lange St. winkte bloß. „Laßt es bleiben, Pfarrherr. Es nützt nichts; ich kann nicht einmal den Stiefel herunterbekommen, so zerfetzt ist das Bein.“ Der Priester stand vor dem zerschossenen Mann und fühlte sich wie ein Verbrecher. Hatte nicht er das Signal zum Widerstand gegeben? Konnte er jemals den Frauenleuten daheim in die Augen schauen? Witwen und Waisen! Jetzt hieß es zunächst, St. den letzten Dienst zu erweisen. St. war mit Beichte und Kommunion die letzten Jahre nachlässig gewesen. Es war das Beste, von Grund auf anzufangen. „St., als du auf den Zug gingest, packtest du alles zusammen, was du brauchtest, Armbrust und Pfeile und Brot. Jetzt wirst du noch weiter wegreisen. Jetzt schau, daß du dich rüstest, in den Himmel zu kommen.“ — „Ich komme nicht hin“, sagte St. merkwürdig bestimmt. — „Mit Jesu Hilfe vermag jeder Mensch hinzukommen“, sagte der Priester. — „Es nützt nichts, Pfarrherr, laßt mich in Ruhe. Geht zu den andern. Bei denen besteht etwas Hoffnung.“ — „Nicht mehr und nicht weniger als bei dir.“ — „Das weiß der Pfarrherr nicht.“ — „Doch, das weiß ich. Der Schächer am Kreuz wurde selig, weil er in der Todesstunde Buße tat. Du wirst heute selig werden, St.“ Der junge Bauer zu Helgetorpe winkte wieder mit der Hand, ebenso bestimmt und überzeugt, wie er vorhin die Hilfe für sein zerschossenes Bein ablehnte. „Der Pfarrherr weiß nicht. . . . Es ist übrigens ebenso gut, wenn ich es offen ausspreche: Ich war es. Ich habe es so eingerichtet, daß die Mutter in der Badehütte verbrannte.“ Herr Andreas fühlte, wie er erlebte. Vom Schadenfeuer wußte die ganze Landschaft. Aber daß es hätte angelegt sein können? Nur verwundert hatte man sich, daß es der Alten nicht gelungen war, herauszukommen. Der Bauer hatte mit wachsamem Blick auf den Pfarrherrn geschaut. Er nickte bekräftigend: „Jetzt weiß der Pfarrherr es und geht von mir fort.“ Es pffif und heulte über ihren Köpfen. Andreas war zu dem Verwundeten gekrochen: „Ich gehe nicht, St., bevor deine Seele errettet ist. Kannst du nicht Buße tun?“ — „Wäre ich gesund, Pfarrherr, dann ginge es wohl. Dann führe ich nach Rom oder Compostella. Dürfte ich nur leben, würde ich fasten und in die Armenbüchse geben.“ — „Das kannst du auch jetzt, St., du kannst deine Tiere der Fröjerumer Kirche schenken.“ Der Bauer sah den Priester forschend an und schüttelte den Kopf. „Diese Buße gilt nicht, dann würden Malin und die Kinder bettelarm. Ich muß sühnen, was ich verbrochen habe. Ich verbrannte meine Mutter in der Badehütte und jetzt muß ich in der Hölle brennen. Das ist gerecht.“ — Andreas gab es auf und versuchte einen anderen Weg. „Hast du zur Heiligen Jungfrau gebetet? Bete zu den Heiligen, bete um deren Fürbitte, bete um deren Erbarmen.“ „Ich habe nicht gebetet, Pfarrherr. Ich möchte wohl, aber ich schäme mich, mit leeren Händen zu kommen. Ein Mann soll sühnen, was

er verbrochen hat. Für einen erschlagenen Mann wird Wergeld erlegt, und das gilt. Für Todsünden wird Geld an die Kirche geleistet und Fasten und fromme Werke. Aber all das habe ich versäumt, und jetzt stehe ich mit leeren Händen da. Käme ich jetzt und betete, die Heiligen würden mich auslachen . . . Kann nicht von Mordbrand nur der Hl. Vater lösen?"

„Es gibt Ausnahmen, St. In Todesnot gibt es viele Ausnahmen. Da kann auch ein gewöhnlicher Priester von schweren Sünden lösen, wenn jemand aufrichtig bußfertig ist.“ — „Ja, sagte St., Gutmund zu Bredaryd hatte einen solchen Beichtbrief in Linköping gekauft. Er konnte Ablass für alles auf dem Sterbebett bekommen. Aber ich muß erst Buße tun. . .“ Der Priester saß da und starrte auf den Boden. Er war dieser Denkungsart oft begegnet. Die Bauern hatten ein unerschütterliches Vertrauen in eine redliche Buße. Tat man Unrecht gegen Menschen, leistete man Buße beim Thing, sündigte man gegen Gott, büßte man mit Geld für den Bischof und Fasten für Gott. Alles mußte redlich aufgewogen werden. Darin war Logik, Logik und Gerechtigkeit. Es war schwer, etwas dagegen zu sagen. Recht muß ja Recht bleiben im Himmel wie auf Erden. Darum war er jetzt ratlos. Er wagte nicht, die Schlüsselmacht anzuwenden, bevor St. Buße getan, wenigstens in irgendeiner Form. Könnte er ihn nur bewegen, irgend etwas als Pönitentz zu tun, dann würde er nicht zögern, das erlösende Wort zu sagen, das sein Herz dem Ausgebluteten sagen zu dürfen sich sehnte: Ego te absolvo. (Nun wird der Priester durch die weichende Front gezwungen, zurückzugehen). Unschlüssig blickte er auf den Verwundeten: „Wenn die Not groß ist, darf die Buße kurz werden. Bete jetzt zehn Paternoster und zehn Ave Maria. Dann flehst du St. Anna und die hl. Mutter Gottes an, daß sie für dich beten. Eile dich, ich bin bald zurück . . .!“

Der Priester kam nicht mehr zurück. Das Chrismatorium wurde ihm zerschossen, so daß er die letzte Ölung nirgendmehr austeilen konnte (ohne applicatio materiae keine Sakramentsgnade!). Viel schlimmer war, daß er, von der Wut des Kampfes seiner Bauern ergriffen, in Lebensgefahr selbst zur Armbrust griff und einen Landsknecht erschoss. Und dann jäh erstarrte: Er konnte nun keine priesterlichen Dienste mehr tun! Sein Schuß brachte ihm die Inhabilitas, von der nur der Papst in Rom lösen kann. Nicht einmal die Toten beerdigen durfte er. Inzwischen wird Staffan von dem königlichen Schreiber Martin von der Gegenseite getroffen: „Es war ein langer Mann, der da gegen den Tannenstamm gelehnt gesessen hatte. Er war heruntergeglitten, das Haupt vornübergeneigt, unnatürlich bleich. Der Mann war noch bei Bewußtsein: „Kommt der Pfarrherr jetzt? — Oder kannst du mich lösen?“ — „Lösen?“ — „Ja, wegen des Mordbrandes. Ich verbrannte meine Mutter in der Badehütte. Jetzt werde ich dafür in der Hölle brennen . . . Ich wollte so gerne Buße tun . . . aber ich kann nicht.“ — „Wolltest du Vergebung haben?“ — „Ja, Vergebung, aber die kann nur der Papst geben . . . und vielleicht der Pfarrherr.“ — „Vergebung gibt nur Gott“, sagte Martin fest, „und Gottes Vergebung bekommst du um Christi willen, wenn du glaubst.“ — „Aber was soll ich dann als Bußgeld zahlen?“ — „Bußgeld, das hat Christus für dich bezahlt. Mit seinem Leiden und seinem Tod am Kreuz. Darum erhältst du Vergebung, wenn du an Jesus glaubst!“ St. blickte fragend auf den Schreiber. „Woher weißt du das?“ — „Das steht in der Bibel.“ —

„Dann ist das Wahrheit?“ — „Das ist Gottes eigenes Wort.“ Der Verwundete blickte mißtrauisch auf Martin. „Gelobst du das?“ — „Ja, das tue ich. Mit Eid, wenn du willst.“ Martin war selbst erstaunt über seinen Freimut. Vielleicht war es das gelbbläuliche Gesicht, in dem Ruß und Schweiß dunkle Schlangenlinien gezeichnet hatten, das ihn zwang, alle Unsicherheit über Bord zu werfen. St. blickte ihm immer noch zweifelnd in das Gesicht. „Glaubst du, daß es Vergebung gibt für so einen wie mich, der seine Mutter ermordet hat?“ Martin wäre am liebsten geflohen, aber er antwortete fest: „Ja, das gibt es, wenn du deine Missetat bereust.“ — „Sollte ich nicht bereuen! Drei Nächte hat Mutter mit Feuer in den Kleidern an meinem Bett gestanden . . . Zweimal habe ich in den See gehen wollen, ich wagte es nicht. Wie ein Frevler habe ich gelebt, ohne Kommunion, ohne Segen, ohne Frieden im eigenen Hof . . .“ Martin überlegte. Vielleicht konnte er St. einen Choral singen. Leise sagte er: „Es gibt einen Frieden für alle — durch Jesus Christus, unseren Herrn. Darf ich dir ein Lied singen: Er ließ vergießen sein teures Blut / und wollte nicht schonen sein Leben. / Er litt, daß Vergebung mir käme zugut. / Das ist mir als Trost jetzt gegeben. / Er ist mein Herr und Helfersmann / Durch seinen Tod meine Sünde zerrann. / So bin ich selig geworden.“

Martin war kein Sänger. Aber er sang mit Kraft. Innerlich hörte er das Brausen des Choralgesangs in der evang. Hauptkirche zu Stockholm. Der Sterbende hatte mit halbgeschlossenen Augen gelauscht. „War das zur Vergebung, daß Jesus litt?“ — „Ja.“ — „Auch für mich?“ — „Für dich und die ganze Welt.“ — „Für einen Mordbrenner?“ — „Ja, und für alle Räuber, Mörder, Huren . . . sofern sie es glauben wollen und empfangen.“ — „Darf ich das glauben?“ — „Ja, das darfst du!“ — Der Zweifel im Blick des Sterbenden hatte vor etwas zu weichen begonnen, das einer erwartungsvollen Freude glich. „Kannst du das versichern?“ — „Ja, mit Eid!“ — „Wagst du, deine eigene Seligkeit zum Pfand dafür zu setzen?“ — „Ja, tausendmal.“ St. schwieg eine Weile. „Würdest du den Vers noch einmal für mich singen?“ St. lag dabei ganz still mit geschlossenen Augen. Dann murmelte er: „Er litt, daß Vergebung mir käme zugut, er litt, daß Vergebung mir käme zugut . . .“ Der Schluß ging über in ein undeutliches Gemurmel. Von einer plötzlichen Eingebung gepackt, beugte sich der Schreiber nieder und rief ihm als letztes in die Ohren: „Höre, Staffan, Jesus sagte zu dem Schächer: Heute — wirst — du — mit — mir im Paradiese sein!“ — — —

#### Das Bißchen und die große Sünde.

Nur von der Todesnot des Herzens aus kann man verstehen, was Evangelische und Katholische trennt. Nur dort wird es einsichtig. Nur bei der Frage: „Wer ist unter uns, der bei der ewigen Glut wohne?“ (Jes. 33, 14.) So war es bei Luther. (So übrigens auch bei der anderen dichterischen Darstellung des konfessionellen Problems, dem Ersten Mann in „Lennacker“. So bezeichnenderweise nicht in der kath. Dichtung hierüber, in der „Magdeburgischen Hochzeit“ G. le Forts!).

Wir sahen in dem oben gegebenen Beispiel, daß alles auf das „Bißchen“ ankam, das Staffan nach des kath. Priesters wohlgemeintester Seelsorge Gott anzubieten hätte — und an dem „Bißchen“ ist dessen ganze Seelsorge gescheitert. An diesem Bißchen hält die kath. Kirche eisern fest! Wenn auch die nominalistische Theologie, mit der Luther zu

kämpfen hatte, mit ihrer Vorbedingung des Heils, dem „facere, quod in se est“, „das Größtmögliche tun, was man kann“ von der späteren kathol. Theologie (unter dem Einfluß des ev. Denkens) zur Ordnung gerufen worden ist, so bleibt der „Kräfteest“ des Menschen, dessen Mitwirkung zum Heil schlechthin notwendig ist. Das Trientiner Konzil, die große Antwort der kath. Kirche auf die Reformation, will das Bißchen, das der Mensch beizusteuern hat, so klein wie möglich beschreiben — aber es bleibt! Der Mensch, so wird hier verlangt, solle, wenn die Gnade anklopft an seine Tür, wenigstens keinen Riegel vorschieben („obicem ponere“). Dann wird die gratia praeveniens zu einer gratia actualis, einer helfenden Gnade, die ihn anleitet, das Sakrament zu nehmen, in einer gewissen Gottesfurcht und Hoffnung, worauf die durch das Sakrament eingegossene Gnade — gratia infusa — ihn zu einem heiligen und gerechten Menschen macht (wörtlich: cooperatio . . . ad suam ipsorum justificationem, „Selbstrechtfertigung“!). Was hier vorsichtig gelehrt wird, wird vielfach in der Praxis vergrößert zu einem ganz massiven Verdienstdenken. „Durch die vorgeschriebenen wie durch die freigewählten guten Werke können wir uns nach der liebevollen Verheißung Gottes den Himmel verdienen“, so sogar der „Kath. Katech. f. d. Erzb. Köln“ 1925! Welch eine Zerstörung des rechten Gottesverhältnisses setzt hier ein! Hier werden Seelen verdorben!

Die Reformatoren sahen in die ewige Glut. Da wurden sie ganz und gar zuschanden. Das brennende, durchdringende, große Auge fühlten sie auf sich; es blieb ihnen so wenig das geforderte Bißchen, wie es Jesaja blieb (6, 5), wie es Petrus blieb (Luk. 5, 8 und 22, 62), wie es Paulus blieb (Act. 9). Im Lichte Gottes erkannten sie, was Sünde ist: der unser ganzes Wesen erfüllende Aufruhr wider Gott! Wir sitzen nicht ruhig in einer Kammer und entscheiden dann überlegtermaßen, wenn Christus anklopft, ob wir „den Riegel vor- oder zurückschieben“ sollen. Wir haben den Riegel schon lange vorgeschoben, Gott muß uns richtig mit seinem Geist erobern. „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln oder ein Parder seine Flecken? So könnt ihr auch Gutes tun . . .!“ (Jer. 13, 23). - Und im Lichte Gottes erkennen sie, daß sogar im heiligsten Werk die Sünde sitzt („In der Heiligenglorie sind die Sündenwürmer“). Unter „concupiscentia“ verstand Luther nicht mehr die Triebe des Körpers, wie es die Scholastiker vergrößerten, sondern die unheimliche Selbstliebe, den homo curvatus in se. In den Vigilien, Kasteiungen, Beichten, Gebeten, Gottesdiensten kann noch die greulichste Gotteslästerung stecken: Gott zu unserem Diener erniedrigt! (In Bo Giertz' Roman wird dann mit großer Kenntnis des Herzens gezeigt, wie der untadelige Priester Andreas, der im Gefecht sein Priesteramt verlor, von Stufe zu Stufe fällt; wie des Ausgestoßenen Denken voll wird von Gottesehnsucht und Gotteshäß, verzweifelt ringt um die rechte Buße — die contritio, die ja allein gilt — und wieder in die wildesten Flüche und Lästerungen fällt.) Aber der Mensch muß zuschanden werden, daß er lerne, von Gott sein Heil zu erwarten und also Gott die längst geraubte Ehre zu geben! Selber sein Heiland sein zu wollen — „quo sacrilegio nullum maius“, „keine Gotteslästerung ist größer“!

Das „Gratis“ und der dankbare Glaube.

Es ist die Botschaft der Bibel — Jesu, der „gekommen ist, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten“ — des Paulus: „Wo aber die Sünde

mächtig geworden ist, da ist die Gnade viel mächtiger geworden.“ (Pl. weiß viel und mit Grund von der Versöhnung der „Feinde“, Röm. 5, 10!) —, Luthers, des Werkzeugs Gottes, daß Gott sein Heil schenkt — umsonst! So wahr und weil das Kreuz in der Welt steht! Gott wird der Heiland von Grund auf!

Wir haben das nur zu glauben! Dann sind wir gerecht! Gottes geliebte und gerettete Kinder!

„Soll das so einfach sein?“, fragt der ehemalige Priester Andreas, den sie zum Schlusse wegen Diebstahls an seiner eigenen Kirche — er wollte mit dem Silber nach Rom, zum Papst, um sich lösen zu lassen — zum Tode bringen, den ihm geschickten evang. Beichtvater. Er beichtet nicht, er kann zu dem Neuen kein Herz fassen. Er brennt nach der Absolution, aber er will sie nicht aus evangelischen, ihm unkirchlichen Händen. „Soll das so einfach sein?“ Die Seele in Todesnot, die bald vor der ewigen Glut stehen soll, zittert danach, daß es so einfach sei! Denn sonst ist sie ja verloren. Aber kann es denn sein?!

Die guten Werke, Werke, an denen Gott sein Wohlgefallen hat, die soll dann der beschenkte Glaube tun — an dem Nächsten. Die guten Werke stehen zwischen dem Kinde Gottes und den Brüdern. Dort haben sie ihren Platz und sollen getan werden. Aus Dankbarkeit, sagt der Heidelberger Katechismus. Weil der rechte Glaube einfach tätig sein muß in seiner ganzen Art, sagt Luther. Die guten Werke stehen aber nicht zwischen dem Kinde Gottes und seinem Vater. Das ist das reine Feld der Gnade. Da ist es so einfach, daß der Glaube getrost nimmt, was Gott an Huld schenkt, und täglich aus Gottes Gnade und Barmherzigkeit lebt. Und also ehrt der Glaube und nur der Glaube Gott: Er ist nicht mehr „a se“, sondern „a Deo“! Die Urrevolution ist überwunden. Und Gott hat es fertiggebracht mit dem Leben seiner Liebe. Mit der Botschaft seiner Gnade.

Wer bei der ewigen Glut wohnt; wen das Gericht des Auges Gottes zuschanden macht — täglich wiederum! —, der wird Gott nicht mehr durch Leichtfertigkeit erzürnen wollen! Will er es, die Glut wird sich wider ihn wenden und ihn eine Ewigkeit brennen! Davor bewahre uns Gott! Das ist die Sünde wider den Hl. Geist, die einzige, die nicht vergeben werden kann (weil sie sich nicht wirklich vergeben lassen will! Sich vergeben lassen, heißt ja, wieder in die Gemeinschaft mit Gott kommen wollen!)

Wie selig ist es, mit dieser Botschaft erschrockene und zerschlagene Menschen trösten zu können. (Vgl. etwa, wie Paul Schütz der stolzen Bäuerin, die grauenhafte Schuld beichtet und ein unerbittliches Selbstgericht hält unter den Maßstäben Gottes auf ihrem Krankenlager, die Botschaft der freien, alles rettenden, alles heilenden Gottesgnade zuruft, nachruft in die Schächte hinein, in die ihr sterbender, angefochtener, gequälter Geist gleitet, „Warum ich noch ein Christ bin“ S. 76 ff.). Hier werden Seelen gerettet! Buchstäblich und ganz real — so wie durch den Sauerteig des Selbstvertrauens Seelen zugrunde gerichtet werden!

O du eine Kirche!

So wird man verstehen, daß die evangelischen Väter sich gegen die katholische Kirche erheben mußten, ja, mußten; denn es geht um Todesnot und Seligkeit des Menschen.

Sie hörten aber nicht auf zu beten, daß die Wunde sich schließe. Sie waren weit entfernt von unserer bedauerlichen Gewöhnung an eine unendlich schwere Sache! Beten auch wir um die eine Herde, wie Christus selbst diesen Gegenstand groß genug findet, darum zu beten! Und: Bezeugen wir den kath. Brüdern das Gnadenwunder! Daß sie nicht darüber sterben, daß wir schweigen.

Herr Andreas sitzt draußen im Block. Bald ist Hinrichtung. Drinnen aber in der kleinen Dorfkirche halten sie Gottesdienst. Evangelischen! Aber was hört er? Seine geliebte Messe. Nur daß sie sie schwedisch und nicht lateinisch halten; daß viel Volk zur Kommunion sich drängt und das Selbstwerk des Menschen wohl ausgebrochen ist. Da sieht er sie, die eine Kirche, die recht katholisch ist, d. h. weltumfassend, die alten Gebetsgüter hütend, und recht evangelisch, d. h. auf die Ehre Gottes gebaut. Und er begehrt das Sakrament in beiderlei Gestalt und stirbt in seligem Frieden.

Rudolf Bössinger.

## HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

### 24. Sonntag nach Trinitatis: Matth. 25, 31—46

Die Auslegung dieser Perikope kommt zu ganz verschiedenen Möglichkeiten, je nachdem die Frage entschieden wird, wer mit den „geringsten Brüdern“ gemeint ist. Handelt es sich da um Glieder der Gemeinde Jesu oder ganz allgemein um Menschen, die sich in einer der aufgezählten Nöte befanden? Ein Teil der Ausleger, der in diesen Brüdern Jünger Jesu sieht, geht davon aus, daß die in Kap. 24—25, 13 erwähnten Maßstäbe, die nur auf Glieder der Gemeinde anwendbar sind, nicht erwähnt werden. Es fehlten ferner alle die Maßstäbe des Glaubens, der Buße, des Bekenntnisses usw., nach denen sich nach dem Gesamtzeugnis des Neuen Testaments das Geschick derer entscheiden soll, denen das Evangelium gepredigt ist. Diese Deutung will in Matth. 10, 40—42 ihre biblische Stütze sehen. Danach wäre die Gemeinde dem hier geschilderten Gericht entnommen. Sie würde hier auf der Seite Christi stehen. Die Völker wären dann eindeutig Nicht-Christen. In dem Gericht ginge es dann um die Frage, wie sich diese Nicht-Christen in den Zeiten der Verfolgung und der Drangsale der Kirche Christi zu den um seines Namens willen gefangenen, hungernden usw. Jüngern Jesu gestellt haben. Die Werke, nach denen der Richter fragt, müssen Werke für Christus sein. So wäre die Schilderung des Gerichts ein Trost für die Gemeinde in den Drangsalen der letzten Zeit, ähnlich wie Matth. 10, 40—42, und „könnte die Gemeinde vor einem Fanatismus in der Beurteilung der Menschen bewahren, die nicht Glieder der Gemeinde geworden sind bzw. nicht haben werden können“. Das Gericht wäre ein Zeugnis dafür, daß Christus nichts übersieht von dem, was man Ihm und den Seinen tat. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auslegung, wie sie zuletzt Hartenstein meisterhaft vortragen hat, in der Zeit des Kirchenkampfes sehr aktuell und überzeugend gewirkt hat. Wir möchten es jedoch hier mit Schlatter halten, der meint: Wenn dies Wort auch in die Nähe von Matth. 10 gerückt erscheint, so sei es noch lange nicht sicher, daß es denselben Gedanken ausspricht.

Ausdrücklich betont der Text, daß weder die Gesegneten noch die Verfluchten im Blick auf Jesus und die Seinen gehandelt, bzw. nicht gehandelt haben. Das Handeln der Gerechten ist an keine besondere Voraussetzungen gebunden. Der Maßstab der Liebe ist ganz allgemein verstanden. Diese Deutung begegnet natürlich, weil sie aus dem Rahmen des Neuen Testaments herauszufallen scheint, ernststen dogmatischen Bedenken. Wenn Christen und Nichtchristen nur nach den Werken der Liebe gerichtet werden, dann besteht hier eine starke Spannung zu dem Artikel der Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben. Aber einmal weiß auch das übrige Neue Testament von einem Gericht nach den Werken, etwa in Röm. 2 und 2. Kor. 5, 10, und dann ist dies nur eine scheinbare Spannung. Denn Christus ist doch nur so der Erlöser, daß Er uns freimacht zu dem Werk der Liebe, der allgemeinen Liebe und der Bruderliebe. Daß Nichtchristen durch ihre Werke gerettet werden können, ist zwar so klar und ausgesprochen nirgends mehr im Neuen Testament zu lesen. Aber es ist die Frage, ob wir aus dogmatischen Bedenken heraus diesen Gedanken deswegen ausmerzen dürfen. Es ist doch wohl das unüberhörbare Anliegen dieses Wortes, deutlich zu machen, daß das Gericht nach den Werken anwendbar ist auf alle Menschen und auch die Völker von Christus gerichtet werden können. Wenn Jesus damit voraussetzt, daß Nichtchristen solcher Werke fähig sein können, so dürfen wir daraus nicht so etwas wie eine natürliche Soteriologie machen, so wenig, wie man auf Röm. 1, 19 und 20 eine natürliche Theologie aufbauen darf. Die Werke, die hier getan werden, sind irgendwie — so allgemein kann hier nur gesprochen werden — von Gott her gewirkt. Der Richter Christus ist die Vergebung für alle Schuld und alles Böse, aber darum übersieht Er nichts von dem, was in der Liebe geschehen ist. Es ist keine Frage, daß diese Deutung sehr anfechtbar ist, besonders dann, wenn man eben von dogmatischen oder auch eschatologischen (eschatologisch im Sinne einer pietistischen Chronologie der Eschatologie) Prämissen ausgeht. Wir möchten trotz allem diese zweite Deutung bevorzugen. Sie kann die Gemeinde vor der falchen Sicherheit bewahren, sich durch die billige Gnade retten zu lassen. Sie ist ein alarmierender Appell im Sinne von Phil. 2, 12 und zeigt, inwiefern Jesus, der jetzt nur die kleine Herde sein eigen nennt, doch der Herr aller Herren und König aller Könige ist.

Zur Predigt. Es ist das Wort vom Weltgericht als Gottes Wort zu predigen, d. h. als Wort, das nicht irgendwie einsichtig gemacht werden kann. Es muß nicht aus rationalen oder sonstigen Erwägungen heraus ein Gericht geben, weder im Blick auf so viel ungesühnte Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Geschichte noch als Postulat des noch intakten Gewissens der Menschen. Solche Gedanken sind vollkommen abwegig. Das Gericht kommt, nicht weil es kommen muß, sondern weil Er es verheißen hat. Das muß auch gegenüber denen bezeugt werden, die das Gericht ablehnen, weil sie meinen, daß über unser Geschlecht schon genug gerichtliche Katastrophen ergangen seien. Das Gericht, von dem hier die Rede ist, ist wohl ein Gericht über die Völker, doch keineswegs eine Angelegenheit des Kollektivs, eine Massenerscheinung, in der der Einzelne verschwindet. Es ist im Gegenteil gerade dadurch ausgezeichnet, daß der Einzelne eben als persönliches Geschöpf Gottes angesprochen wird. In dem „Ihr“ ist jedenfalls jeder Einzelne gesehen und gemeint.

Das Durchschleusungslager in der Gefangenschaft mit seinen engen Barrieren, durch die jeder Einzelne der großen Masse hindurch mußte, kann ein schwaches Abbild und Zeichen dafür sein, daß hier keine Flucht und kein Sichverstecken möglich ist. Es mag solche Flucht hier in diesem Leben möglich sein, in diesem Gericht werden alle Fluchtwege abgeschnitten sein. Das „Vor Ihm“ in V. 32 muß vom Psalm 139 her gehört werden. Das Ich wird nicht entrinnen können durch die Flucht in das Wir. Das muß im Zeitalter des Massenmenschen deutlich bezeugt werden. In diesem Gericht wird es keine Fehlentscheidungen geben. Dafür bürgt die untrügliche Sicherheit des Richters, der Augen hat wie Feuerflammen und der unsere Werke weiß. Das Gericht wird ein gerechtes Gericht sein. Keiner wird überfordert werden. Luther hat aufmerksam gemacht darauf, daß hier nur von den Werken des 5. Gebotes die Rede ist. Die schlichte Tat der Liebe ist der Maßstab des Richters. Freilich ist zu beachten, daß die Werke nicht in sich selbst schon ihren Wert tragen. Sie gelten ja nur dadurch als Liebeswerke, daß der Richter sie als solche anerkennt. Es ist also nichts damit, daß der autonome Mensch durch eine selbst gezimmerte Liebesethik sich des positiven Ausgangs seines Gerichts versichern könnte. Wenn von der schlichten Tat der Liebe hier geredet wird, so bedeutet dieses „schlicht“ jedenfalls nicht „einfach“. Solche Werke zu tun, dazu bedarf es doch der Kraft der Selbstüberwindung und Selbstentäußerung. Denken wir daran, daß Gefangene meistens von der Öffentlichkeit geächtet sind. Es erforderte doch schon den persönlichen Einsatz in der Zeit der Judenprogrome in Deutschland, einen gefangenen Juden zu besuchen oder in einer fanatisierten Menge einem notgelandeten Flieger die erste Hilfe zu bringen. An diesen und anderen Beispielen, die wir erlebt haben, wird deutlich, daß in einer solchen schlichten Tat die ganze Dimension der Liebe aufbrechen kann, die das N.T. mit *agape* bezeichnet. Es ist die Liebe des barmherzigen Samariters, die die Mauern und die Vorurteile, die uns Menschen voneinander trennen, übersteigt. Der Maßstab ist also eine Liebe, die nicht verdeckte Eigenliebe ist im Sinne des *do, ut des*. Der Gemeinde ist klar, daß solche Liebe nur von dem gewirkt werden kann, der die Liebe ist. Diese Liebe reflektiert nicht über ihren Wert. Darum spielt das Moment der Überraschung bei den Gerichteten eine besondere Rolle. Jesus selbst „enthüllt ihnen erst die verborgene Beziehung ihrer Tat zu seiner Person“ und den bleibenden Wert ihrer Tat. Der entscheidende Akzent liegt hier auf diesem: Was ihr getan habt und nicht auf dem: Was ihr geglaubt habt. Die Tat der Liebe ist nicht selbstherrliches Planen. Die Liebe läßt sich weisen, besser anweisen und zwar so, daß ich den Anruf des Hungernden, Gefangenen, Fremden vernehme und mit der Tat die Antwort gebe, daß ich also nicht an diesem Ruf vorbeihöre und vorbeiglaube. Wo das gepredigt wird, da bekommt das Wort: Wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde, einen neuen Klang. Es kann uns nur heilsam sein, uns zeigen zu lassen, was wir unterlassen haben an Werken solcher Liebe. Gerade unsere Unterlassungssünde kann uns dann unsere Ferne von Christus und die unheimliche Nähe offenbaren zu denen, die ohne den Glauben an Christus in gleicher Verdammnis sind.

Gelingt es, das Wort so zum Reden zu bringen, daß die Erkenntnis unseres Mangels an Liebeswerken aufbricht, dann verliert der Einwand:

Wozu dann noch Glaube und Bekenntnis? sein Gewicht. Denn Glaube und Liebe sind keine Gegensätze und können darum auch nicht gegeneinander ausgespielt werden. Und ebensowenig kann der Mangel an Liebe mit dem Glauben und der Erkenntnis kompensiert werden. Unnötig ist auch die Angst, als gerieten wir mit solcher Verkündigung in die Nähe derer, die so gern das praktische Christentum ausspielen gegen das „kirchliche“ Christentum. Denn gerade hier ist eben nicht vom praktischen Christentum die Rede. Das zeigt doch die Frage: Herr, wann haben wir . . . Wenn in diesem Wort von der Möglichkeit die Rede ist, daß auch Nicht-Christen gerettet werden, so muß beachtet werden, daß nicht der Mensch, sondern der souveräne Richter Christus diese Möglichkeit setzt. „Auf keinen Fall dürfen wir aus dieser Möglichkeit Kapital schlagen wollen für die Verleugnung seines Entscheidungsrufs, der für dich und mich das ewige Leben eindeutig an die Stellung zu seiner Person bindet“ (Doerne). Was wir diesen Nicht-Christen voraushaben, ist ja nicht der Glaube ohne Werke, sondern der Glaube an den, der die Quelle aller Liebeswerke ist. Und noch eines haben Christen voraus. Sie dürfen wissen vom Gericht und von dem Maßstab, den Jesus in diesem Gericht anlegen wird. Dazu wird uns dies Wort gepredigt. Und damit erweist sich diese Gerichtspirikope als ein Wort voller Gnade. Noch hält Er mit seinem Gericht zurück. Noch haben wir es zu tun mit dem, der nicht gekommen ist, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Joh. 3, 17.

Der Gerichtstag wird der Tag der großen, endgültigen und unwiderflichen Scheidung sein. Er wird dem Zustand des unterschiedlosen Zusammenlebens der Menschen in diesem Äon ein Ende bereiten. Er macht offenbar, was zusammengehört und schon immer zusammengehörte, nämlich die eigentliche Ökumene der gesegneten Erben des Reiches Gottes. Die Scheidung wird quer durch alle Nationen und Konfessionen gehen. Es ist Sein göttliches und königliches Recht, sie allein vorzunehmen. Wir dürfen und können sie nicht vornehmen. Matth. 13, 30 a. Wo dies jetzt schon geschieht in der Christenheit, da ist religiöse Schwärmerei und frommer Fanatismus am Werk. An diesem Tage wird offenbar werden, daß das Wort des Christus das entscheidende Wort ist. An Seinem Munde werden die Völker hängen. Sein Wort, das jetzt so vieldeutig scheint, wird dann ganz eindeutig sein. Alle Worte der Menschen, die in dieser Zeit so epochemachend gewirkt haben, werden vergessen sein. Alle Entscheidungen, die die Menschen jetzt in Atem halten, werden bedeutungslos sein gegenüber dieser letzten Entscheidung. Und das Überraschende des Gerichts wird sein, daß die geringen Dinge, die hier genannt sind, eine unheimliche Dimension bekommen. Die einfachen Taten der Liebe, die in diesem Äon der menschlichen Spitzenleistungen meistens unbeachtet bleiben, werden als das eigentlich Weltbewegende in Erscheinung treten. Es ist doch wohl heilsam, von diesem Ende her unser Leben zu betrachten. Dann lernen wir es von neuem, in Furcht und Zittern zu dem zu fliehen, der uns Heiland und Richter sein will und der es uns allein schenken kann, daß wir eine Freude haben am Tage des Gerichts.

Vorschläge für Lieder zur Auswahl: 283; 306; 184, 1; 422, 3—4; 165, 6; 166, 6.

Richard Oest

Dieser Abschnitt für den Buß- und Betttag ist dem Trito-Jesaja entnommen, der gerade hier seine Worte in starker Anlehnung an Deutero-Jesaja prägt. Wir stoßen immer wieder auf nahe Berührungen, ja wörtliche Anklänge. So vergleiche man das Wort von den „Tröstungen“ Vers 18 mit 40, 1; die Gottesbezeichnungen Vers 15 mit 40, 28, auch 6, 1; die Feststellung Vers 15 b mit 40, 29; vor allem auch Vers 17 a (nach der Septuaginta) mit 54, 7 u. 8 (kleiner Augenblick). Wir sehen hier die große Linie der Prophetie des Jesajabuches in verschiedenen Zeiten, auch wenn wir verschiedene Männer im Auftrag Gottes reden hören.

Zum Text:

Vers 15. Man muß schon den Urtext laut lesen, um etwas von der Kraft und Majestät dieser Worte zu verspüren. In drei gewaltigen Stichworten führt sich Gott selber ein als „den Hohen und Erhabenen“, als den, „der ewig thront“, als den, der „heilig“ (sanctus) heißt und ist. Wie sehr dem Propheten daran liegt, die alles Maß übersteigende Erhabenheit Gottes (den „ganz Anderen“) hervorzuheben, ersieht man daraus, daß der Herr selber seine Größe und Heiligkeit betont. Noch einmal wird gesagt, daß er in der Höhe als Heiliger throne, und dann fällt das unaußsichtliche Paradoxon: „auch bei dem wohne ich, der zerschlagenen und gebeugten Geistes ist“. Welcher Gegensätze ist Gott fähig! Aus der höchsten Höhe steigt er herab zum Allerniedrigsten. Hier wird bereits das „ho logos sarx egeneto“ transparent, hier wird bereits der Hymnus Phil. 2, 5 ff. sichtbar. „Dieses Paradoxon hat . . . historischen Ursprung insofern, als die Jahwe getreuen Verehrer im Exil und bis auf die Zeiten Esras und Nehemias die Niedrigen, die von den Volksgenossen Mißachteten und in ihrem Geiste wegen des Ausbleibens des Heiles Gebeugten waren“ (Martí). Das sind später die Menschen, die Jesus in besonderer Weise zu sich ruft (Altarlektion).

Was will Gott ihnen tun? Er will sie „beleben“, erquicken; zweimal wird im Grundtext dasselbe Verb wiederholt, um die Bereitschaft und Hilfe des Hohen und Erhabenen sichtbar zu machen. Er will ihren Geist und ihren Mut beleben, damit sie aus Verzagttheit und Mutlosigkeit herauskommen und an das Heil Gottes glauben lernen.

Vers 16. Wir fragen nach dem Motiv dieser göttlichen Güte. Gott selber setzt seinem Zorn eine Grenze, seine Barmherzigkeit überdeckt den Zorn, „weil ihr Geist sonst vor mir verschmachten müßte und die Seelen, die ich doch geschaffen habe“ (so nach dem Urtext wohl richtiger als Luther). Mit welcher kindlicher Einfalt wird hier die göttliche Barmherzigkeit beschrieben! Einfacher und zugleich größer kann das nicht gesagt werden.

Vers 17 und 18 a. Die Schuld des Volkes wird nicht verschwiegen. Gott hat allen Grund, zu zürnen und zu schlagen. Ob gerade Geiz und Habsucht die Hauptsünde war, scheint nach der Septuaginta nicht gesagt zu sein. Viel stärker fällt in die Waagschale: „Abtrünnig ging er, wohin sein Herz ihn trieb“ (Vers 17 b). Angeredet ist der Einzelne, gemeint ist das ganze Volk. Der Abfall von Gott, die Übertretung des 1. Gebotes, ist die Ursünde, alle anderen Sünden haben darin ihre Ursache, auch die Habsucht, und wachsen aus zur Schuld (awon). Aber das ist nun das Gewaltige dieser Aussagen: Gott sieht das alles, er übersieht nichts (Vers

18 a), er zürnt und schlägt zu, aber dies sein hartes Handeln ist durchzogen von seiner großen Barmherzigkeit. Gott tut das gleichsam mit abgewandtem Angesicht, sich verbergend zürnt er, nur einen Augenblick (Vers 17 a). (Hier scheint mir die Septuaginta den verderbten Text besser überliefert und interpretiert zu haben; vgl. Kap. 54, 7 u. 8.)

Vers 18 b. Nun bricht die Barmherzigkeit Gottes wie ein breiter Strom durch: Aber ich werde ihn heilen als der rechte Arzt, ich werde ihm Ruhe geben nach allen Bedrückungen und Wirren, ich werde ihm Trost reichlich spenden. Dieser Strom der Barmherzigkeit ist stärker als der Strom des Zornes und des Gerichts; er spült bei denen, die zerschlagen sind ob der Menge ihrer eigenen Wege und zerbrochen sind ob all der fehlgeschlagenen Hoffnungen, alle Sünde und Schuld weg; der sich einen Augenblick verborgen hielt, tritt offen hervor als Arzt und Führer und spendet echten Trost.

Vers 18 c und 19. Selbst den Trauernden drängt sich der Lobgesang auf die Lippen; sie lassen ihre stumme Trauer fahren und bringen Gott Lobgesänge in der Nacht. Und dann fällt das Wort, das jedem Israeliten mit wundersamem Inhalt gefüllt ist: schalom, schalom! Schalom kommt allein von Gott, er schafft den Frieden vor etwaigen Feinden und wilden Tieren. Es ist ein Wort, „in dem sich ein Übermaß an Heilserwartung zusammendrängt“ (Kittel). Dieser Friede, dies Heil, gilt allen, den Nahen und den Fernen, denen in Jerusalem und denen in der Diaspora. Sie alle stimmen ein in das Danklied, auch die Heiden — so hat Paulus später diese Stelle gedeutet. Der Kommende wird im 1. Jesaja Friedefürst genannt, in der heiligen Nacht wird der Friede zwischen Gott und Menschen der ganzen Welt verheißen, und Paulus nennt Christus den Friedensmittler zwischen Juden und Heiden.

Vers 20 und 21. Aber nicht alle lassen sich heilen, nicht alle lassen sich zur Ruhe bringen, nicht alle nehmen den Trost an. Draußen bleiben die Gottlosen, die Frevler. Gott kann nur die heilen, die sich heilen lassen, nur den zur Ruhe bringen, der dies Wunder an sich geschehen läßt. Die Gottlosen sondern sich ab, sie gebärden sich wie das wilde Meer, das dauernd Schaum und Schmutz aufwühlt und aufwirft. Sie sind vom Frieden ausgeschlossen; ewig draußen.

#### Zur Predigt.

Die Gemeinde am Buß- und Betttag ist nicht wesentlich anders zusammengesetzt als an anderen Sonntagen, Randsiedler mögen mehr da sein als sonst.

In vier Kreisen sollen die Predigtgedanken entfaltet werden.

#### 1. Wer spricht hier? (Vers 15)

Nicht der Mensch, nicht der Pfarrer, sondern Gott. Das Wort will zuerst uns treffen, so wie es Jesaja getroffen hat. Erst wenn der Engel mit der Kohle unsere Lippen berührt hat, können wir das Wort Gottes in den Mund nehmen und weitergeben. Es muß deutlich werden, daß der Hohe und Erhabene, der ganz Andere spricht. Wir stellen uns mit Gott zu sehr auf die gleiche Stufe, wir tun zu kameradschaftlich und vergessen die Distanz. Wir haben die Ehrfurcht vor Gott verloren. Beispiel: Von dem alten Wort: „Fürchte Gott, tue Recht und scheue niemand“, haben wir das erste Wort, die Eins, gestrichen; kein Wunder, daß nur Nullen übrig bleiben. Wir haben kein Recht, diesem Hohen und Erhabenen Vorwürfe zu machen oder ihn gar vor unseren Richterstuhl zu ziehen.

Dieser Hohe und Erhabene wohnt unter den Zerschlagenen. So wunderbar ist Gott. Dies Wunder ist offenbar geworden in Jesus Christus; er ruft das Strandgut zu sich, die Ausgebooteten, die Diffamierten, die sich abmühen in der Menge ihrer eigenen Wege und am Ende ihrer Wege angelangt sind; das ist das Evangelium im Alten Testament. Die Hochmütigen, die Selbstgerechten gehen an ihm vorbei.

## 2. Zu wem spricht er? (Vers 17 und 18 a)

Zu den Abtrünnigen, den Abgefallenen, die hin und her gehen im Wege ihres Herzens. Gott übersieht nichts. Er sieht den großen Abfall unseres Volkes, er sieht die Lauheit und Gleichgültigkeit derer, die sich Christen nennen, er sieht die Müdigkeit seiner Gemeinde. Das ist die Schuld, die sich aufhäuft. Diese Schuld ist nicht anonym, wir alle, du und ich sind gemeint. Weil wir nicht hören, schlägt Gott zu — er hat hart zugeschlagen. Wir predigen nicht denen, die draußen sind und den Buß- und Betttag links liegen lassen, die Gemeinde ist angesprochen. Wir haben deutlich zu machen, daß es nicht „die bösen Menschen“ sind, die handeln, sondern Gott, der sie als Werkzeuge benützt, Gute und Böse. Wenn sie zu weit gehen, haben sie es vor Gott zu verantworten, wir aber haben die Schläge anzunehmen aus Gottes Hand. Es steht deutlich da: Ich sah ihre Wege, ich war zornig, ich schlug sie. David: Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihn geheißt. Man kann von den Sünden reden — im Luthertext ist die Habsucht angegeben —, aber vor allem muß geredet werden von der Sünde, dem Abfall, dem ersten Gebot, aus dem alle Sünden herauswachsen.

## 3. Was ist nun der Inhalt seines Wortes? (Vers 16, 18 b und 19)

Der zürnende Gott ist der barmherzige Gott; im Zorn ist seine Gnade bereits eingewickelt. Er setzt seinem Zorn Grenzen und läßt ihn nicht überfließen. Mitten im Gericht hält er inne, er will nicht verderben, sondern retten. Nun steht Christus vor uns, in ihm sehen wir den Vater.

Ich will sie heilen. Sobald ein Mensch auf Gottes Wort hört und im Gebet mit ihm die Verbindung aufnimmt, kommt seine kranke Seele wieder in Ordnung, auch der Leib wird in diesen Heilungsprozeß einbezogen. Er heilt die zerbrochenen Ehen, wenn nur beide Teile sich von ihm an der Hand nehmen lassen. Er vergibt und schenkt die Kraft zur Vergebung, so daß auch die größte Schuld kein Scheidungsgrund mehr ist. Durch Menschen, die sich heilen lassen, werden die Heilungskräfte in den kranken Volkskörper hineingeleitet. So entstehen gesunde Zellen, die Heilkräfte ausstrahlen.

Ich will sie zur Ruhe bringen. Hast, Unruhe, Angst, das sind die Zeichen unserer Zeit. Bei ihm kommt der Mensch zur Ruhe (Altarlektion). Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir.

Ich will ihnen Trost geben. Das Trostamt der Kirche wird nicht mehr ernst genommen. „Er hat nur einen Bibelspruch gesagt, sonst nichts.“ Dabei hungert und schreit die Welt nach echtem Trost. O daß Gott unser armes Wort füllte bis an den Rand, damit wir mit Vollmacht trösten können! Dann kommt auch das Danklied auf die Lippen. Und dann wird es der Gemeinde geschenkt, den Frieden in die friedlose Welt hineinzutragen; die Botschaft, daß der Friede zwischen Gott und Menschen geschlossen ist durch Jesus Christus; daß auch Friede werden kann zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Nach-

barn, zwischen Völkern und Staaten. All das aber nur im Zeichen des Friedefürsten.

#### 4. Und die draußen bleiben? (Vers 20 und 21)

Es gibt Menschen, die sich nicht hereinrufen lassen, die ablehnen und gott-los bleiben. Mögen sie toben wie das ungestüme Meer, mögen sie aus dem unbußfertigen Herzen Schmutz und Haß auswerfen — sie stehen noch vor den Toren der Ewigkeit. Bleiben sie draußen, dann bleiben sie friedlos. Es soll aber keines unter uns ungewarnt verloren gehen und draußen bleiben.

Sind das Gedanken zu einer Bußtagspredigt? Ja! Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Karl Stupp

#### Bußtag-Nachmittag: Hebr. 10, 19—25

Schlatter sieht in diesem Abschnitt einen Überblick über den ganzen Christenstand. Zunächst wird die Gabe Gottes entfaltet, die als Frucht des Todes Jesu uns geschenkt ist: Versöhnung und Friede mit Gott; dann wird die dreifache Bahn gezeigt, auf der Gottes Gabe uns tätig macht in Glauben, Hoffnung und Liebe; den Schluß bildet der Ausblick auf den Tag, der uns das ewige Gut verschaffen wird.

So knüpft das Wort an an das gnädige Angebot des Friedens im Vormittagstext. Es ist auch kein Zufall, daß der Zielgedanke unseres Textes die Gemeinde ist, die ihr Leben hat in der *επισημωσθη*, und uns damit anspricht in der Scheidung von denen (Jes. 57, 21), die keinen Frieden haben, also als die „Herausgerufenen“. Von da aus wird die Verantwortung deutlich, die uns auferlegt ist, und die schon ganz praktisch wird, wenn wir einfach den vier Imperativen folgen: hinzutreten zum Heiligtum; festhalten am Bekenntnis der Hoffnung; uns untereinander wahrnehmen; nicht verlassen die Versammlungen. Dafür ist aber ausführlich Begründung bzw. Voraussetzung gegeben. Wir könnten darum auch die Gabe des Zugangs zum Heiligtum herausstellen und dann entfalten, wie sie bereitet ward und wie wir sie nützen.

Es gehen hier mehrfach verschiedene Bilder nebeneinander her. Das Vorbild für das Heiligtum, zu dem wir Zugang haben, ist der Tempel. Er wird zum Bild für unsern Eingang in den Himmel, in dem wir in der Vollendung Anteil haben an der ewigen Anbetung der Seligen. Das ist der Gegenstand unserer Hoffnung. Aber er ist auch Bild für die Gabe, die hier schon unser eigen ist: Gemeinschaft mit Gott, Versöhnung und Friede und all die Erquickung und Stärkung und Tröstung, die daraus für uns fließt.

Die Freudigkeit dazu ist durchaus nichts Selbstverständliches. Im A.T. gilt es doch immer: Wer Gottes Angesicht sieht, muß sterben. Der erste Gedanke bei der Begegnung mit ihm ist immer Furcht und Schrecken. Auf diesem Hintergrund wird uns die Gabe des Zugangs zum Heiligtum erst groß. Vor dem Heiligtum ist doch die Tiefe mit ihrem „Verloren“, und vor der Gemeinschaft mit Gott steht die Kluft, die uns von ihm trennt. Der Zugang kann nicht von uns geschaffen werden. Er ist die Tat Jesu, der die Hindernisse weggeräumt hat und vollbracht hat, was Menschen so oft vergeblich versucht haben, indem er die Kluft geschlossen hat dadurch, daß er sich selbst opfernd hineinsprang. Und jene Freudigkeit wird Ereignis dadurch, daß wir zu Jesus hinzutreten

in völligem Glauben. Dabei wird der Herr selbst in seiner irdischen Erscheinung als der Tempel gesehen, in dem Gott unter uns gegenwärtig ist. Wie das Allerheiligste im Tempel aber hinter dem Vorhang verhüllt war, so ist sein Fleisch, seine irdische Natur wie eine Hülle, hinter der Gottes ewiges Leben verborgen ist. Es besteht nun eine bedeutsame Parallele zwischen dem Zerreißen des Vorhangs im Tempel und dem Tod Jesu am Kreuz (dem Zerreißen seines Leibes). Sein Fleisch wurde das Mittel, zum Heiligtum zu gelangen. Daß wir ihn nun in der Herrlichkeit Gottes wissen, ist uns Bürgschaft dafür, daß der Tempel für uns offen ist. Keine Sünde kann uns mehr von Gott trennen, wenn wir mit bußfertigem Herzen herzutreten.

Wer so den Eingang sucht, dem tritt der Heiland entgegen, der Hohepriester über das Haus Gottes, der ihm den Weg bereitet hat durch sein Kreuz und seine Auferstehung. Dieser Weg heißt darum ein neuer Weg, weil er wegführt vom alten Wandel, wie durch ein Sterben hindurch und wie durch ein Auferstehen hindurch mit neuem Leben begabt (vgl. Röm. 6, 4). Und es ist ein lebendiger Weg, weil er zum ewigen Leben führt, und weil er geschaffen ist durch eine lebendige Persönlichkeit, eben mit dem, was Jesus tat.

Was nun der erste Imperativ will: ist es schon Aufgabe, ist es noch Gabe? Wie schenkt der Herr doch uns, was er verlangt! Ein neues Leben, das sein Kennzeichen hat an einem völligen Glauben, in dem wir bekennen mögen: „Es ist mein einiger Trost, daß ich mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin . . .“ Ein völliger Glaube, der nicht mehr von Zweifeln hin und her gezerrt wird, ob das Blut Jesu wirklich die Kraft habe, alle Sünden zu versöhnen, ob nicht meine Sünde zu groß sei, als daß sie mir vergeben werden könnte; ob der Herr auch für mich gestorben und auch mein Hohepriester sei, durch den mir der Zugang zum Heiligtum sicher ist. Auch dieser Glaube ist ja im Grunde nichts, was wir Gott etwa bringen sollten. Das vermögen wir auch nicht aus eigener Kraft. Aber ein offenes Herz ist genug, das bereit ist, sich füllen zu lassen mit den Gaben, die der Herr uns schenkt, und jenes Wagnis, das die Hingabe vollzieht.

Dieses neue Leben hat sein weiteres Kennzeichen daran, daß wir los sind vom bösen Gewissen. An dem Ende Karls IX. von Frankreich haben wir ein Beispiel dafür, wie der Druck eines bösen Gewissens einen Menschen zerreiben kann. Buße tun heißt hier: aufräumen mit verborgenen Sünden und sich die Befreiung von solchen Lasten schenken lassen. Dann ist es, wie wenn die Magnetnadel des Kompasses, von irritierenden Einflüssen frei, wieder in die Nord-Südrichtung einspielt. So wird ein befreites Gewissen ein sicherer Wegweiser zum Ziel.

Und in diesem neuen Leben ist uns das Vorrecht der Hohepriester selbst eingeräumt: wie sie geweiht wurden zum Eintritt ins Allerheiligste durch Besprengung mit Blut und durch ein Wasserbad, so wird uns vom Blut Jesu her eine Besprengung, die nicht nur wie das Blut des Opfertiers unser Äußeres trifft, sondern „besprengt in unseren Herzen“ und so unser inwendiges Leben heiligt. Und „gewaschen am Leibe . . .“: nicht nur die Seele, sondern auch der Leib trägt sein priesterliches Zeichen. Unsere Taufe ist uns Bürgschaft dafür, daß, wo der Herr heiligt, sein Werk den ganzen Menschen umfaßt nach Leib und Seele.

Daß wir nur nicht hochmütig werden: mit wahrhaftigem Herzen! Der Satan ist der Vater der Lüge. Er hat den ersten Menschen die Unwahrheit vorgegaukelt, sie könnten sein wie Gott, und immer wieder war die Menschheit dieser Lüge aufgeschlossen. Wie gern machen wir uns selber zu Herren über Gut und Böse, setzen uns frevelnd hinweg über die Wahrheit des Wortes Gottes: „Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen“, und belügen uns und andere damit. Zu einem wahrhaftigen Herzen gehört die Demut, die sich selbst erkennt im Licht des Wortes Gottes. Zur rechten Buße gehört unbedingte Wahrhaftigkeit (vgl. 1. Joh. 1, 8). Gott können wir nicht täuschen wie die Menschen um uns her mit Masken, die wir uns vorziehen. Für eine unaufrichtige Seele gibt es keine Gemeinschaft mit Gott, keinen Zutritt zum Heiligtum. Und zur Wahrhaftigkeit gehört auch die Ungeteiltheit: wo wir dem Herrn unser Herz geben, kann es nur das ganze Herz sein, das nicht Vorbehalte macht und mit falschen Bindungen liebäugelt. Wahrhaftig gerade im Blick auf unsere innere Not. Nicht für die Starken zunächst ist der Heiland gekommen - sie bedürfen des Arztes nicht -, sondern für die Kranken; an denen aber bewährt er die Kraft zum ewigen Leben.

Das darf wieder ganz schlicht gesagt werden in einer Zeit, da die Menschen so sensationshungrig sind und „hinter sich gehen“, wenn die Sensationen ausbleiben. Was die Jüngerschar bei Jesus hielt, als so viele ihn verließen (Joh. 6, 66 ff.), war die Erkenntnis: Er hat Worte des ewigen Lebens. Dem gaben sie Ausdruck in ihrem Bekenntnis. Das Bekenntnis hat immer die Kraft gehabt, Gemeinschaft zu bilden, gerade auch, indem es sie nach außen hin abgrenzt. Jesus selbst macht seine Fürsprache für uns abhängig von unserem Bekenntnis zu ihm (Matth. 10, 32 f.). Niemand wäre am Anfang zur Gemeinde gekommen, der nicht das Ja gesagt hätte zu ihrem Bekenntnis. Und es ist immer ein Zeichen für die innere Lebendigkeit einer Gemeinde, wenn in ihr das Bekenntnis nicht verstummt, mit dem sie vor andern Zeugnis ablegt von der Gnade, die sie empfangen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Aber hier liegt der Ton auf dem „Halten“ (vgl. Offb. 3, 11). Es sind nicht immer Zeiten erster Liebe und hochtragender Begeisterung. Es bleiben keinem die Anfechtungen erspart, in denen das Herz ihm so leer erscheint nach all dem Reichtum, von dem es erst erfüllt war. Daß wir da dann nicht auf uns selbst schauen, sondern auf den Herrn, der treu ist ohne alles Wanken. Wie er seinen Heilsplan so wunderbar zur Erfüllung gebracht hat, so bleibt seine Verheißung nie leer, daß er das Heiligtum uns öffnet und daß wir beim Hohenpriester sein werden. Diese Hoffnung trägt über alles Schwanken.

Was in dem Wort vom Bekenntnis schon anklang, wird in V. 24 f. noch deutlicher ausgeführt. Es wäre unwahrhaftig, wollten wir unsern Glauben und unsere Hoffnung nur für uns bewahren. Die Probe auf die Echtheit unseres Christentums ist immer die Kraft unserer Gemeinschaft. Der Herr tat „zur Gemeinde“, die da selig wurden (Apg. 2, 47). Die glühende Kohle in der Vereinzelung verlischt! Die Gemeinde ist die wunderbare Schöpfung des Pfingstgeistes. Das Evangelium von der rettenden Heilandsliebe führt zu einer echten Genossenschaft über alle Schranken der Rasse, des Standes, des Alters und des Geschlechts. Sie

überlebt immer wieder alle Vereinigungen anderer Art und vermittelt und wirkt, was keine andere Gemeinschaft vermag.

Darum sollen wir nicht fehlen, wo die Gemeinschaft gepflegt wird. Unser Glaube kann nicht leben ohne die Nahrung aus Gottes Wort. Unsere Hoffnung kann nicht bestehen ohne den Halt in der Gemeinschaft. Viel innere Ermattung hat darin ihre Ursache, daß wir „verlassen die Versammlungen“. Wo wir am gottesdienstlichen Leben etwas aussetzen haben, helfen wir doch mit, daß den echten Bedürfnissen doch besser entsprochen werde. Ist nicht das Fernhalten vom Gottesdienst vielfach verursacht durch unseren Hochmut, mit dem wir nur unser Ich pflegen, oder mit dem wir uns dem Ruf Gottes entziehen oder aber, wie in den Sekten, eine willkürliche Auswahl treffen aus dem Reichtum des Gotteswortes und dabei zum mindesten einseitig werden und ungeistlich fanatisch?

Es ist sicher, daß Kirchgang allein nicht selig macht. Aber ebenso gewiß ist, daß Kirchlosigkeit nicht selig macht. Unser Kirchgang ist auch nicht eine Ehre, die wir Gott erweisen. Er braucht uns ja nicht. Wir sind doch die Nehmenden. Wer sich fernhält, weiß noch nicht, wie köstlich es ist, daß wir die Gemeinschaft mit Gott pflegen dürfen. Es ist auch ein Stück Überwindung unserer Ichbezogenheit. „Unser selbst wahrnehmen“: das ist eine Verantwortung, die wir am andern und für ihn haben. In der Gemeinde stehen heißt Glied sein an einem Leib, an dem Christus das Haupt ist, an dem wir Halt finden, der uns unter der Zucht des Geistes hält. Wo aber ein Glied leidet, da leiden alle mit. Es ist schon gut, wenn wir bei dem „Reizen zur Liebe und guten Werken“ an die mannigfache Fürsorge denken, die an Alten, Kranken und Notleidenden getan wird und zu tun ist. Aber über allem steht doch die Sorge, daß auch der andere Anteil bekomme an der Beseligung, die wir empfangen haben im Umgang mit Gott. Wenn wir so auf den andern achten und den andern auf uns achten lassen, Fehler nicht übersehen, aber mit Liebe zurechthelfen und eigene Fehler uns sagen lassen, wird am besten der Geist der Zwietracht, des Richtens, der üblen Nachrede überwunden, der so viele Gemeinden unterhöhlt. Dann bekäme die Gemeinde Werbekraft, wenn an unserer Eintracht die Lust und Kraft zum guten Werk gestärkt würde. Und besser als Kritik ist: Salz und Sauerteig sein, Licht leuchten lassen (Mt. 5, 13 f.).

Die Länge der Zeit wirkt sonst hemmend und schwächend auf den Eifer. Hier aber kommen wir unserem Ziel mit jedem Tag näher, und je näher wir ihm kommen, um so eifriger wird der Lauf. Der Tag naht, an dem die Gemeinde in ihrer Einheit dargestellt wird und die letzten Entscheidungen fallen.

Das Heiligtum ist uns aufgetan, das ist unsere Gabe in Christus, das ist unsere Hoffnung auf die Vollendung, das trägt unser Christenleben.

Friedrich Feßler

#### **Totensonntag: 1. Kor. 15, 55—57**

Es ist immer besonders schwer, über dick gedruckte Texte zu predigen, noch dazu, wenn sie wie dieser sprachlich so hymnisch schön sind und zum Spruchschatz des „christlich gebildeten“ Menschen gehören. Die Predigt könnte leicht zu einer apotheotischen Fanfare werden. Fraglos sind diese Verse ein gewaltiges und tröstendes Siegeslied, aber eben fern

aller phrasengeladenen Schwärmerei. Sie sind nur recht zu verstehen aus dem Zusammenhang mit dem gesamten Kapitel der Auferstehungsverkündigung heraus, nicht gegeben als Predigtmotto, mit dem wir eine christliche Überheblichkeit über den „harmlos“ gewordenen Tod plakatieren dürften, sondern als Resümee des Glaubens, in dem dem Herrn ein Lobgesang gesungen wird, der „für unsere Sünden dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt“ worden ist.

Hier handelt es sich wahrlich nicht um eine billige Verharmlosung der Todesgewalt, wie sie aus dem Erlebnis des Massensterbens heraus im Denken des gegenwärtigen Menschen weithin geübt wird. Paulus redet den Tod als den letzten und damit gewaltigsten Feind an, den es gibt (26). Der Tod ist nach unseren Versen Ankläger und Kampfgegner, eine Macht, die den einzelnen Menschen mit dem spitzen Stecken des Viehtreibers treibt, eine Gewalt, die dem Namen des Menschen mit dem Giftstachel des Skorpions ein Ende bereiten will. Und das nicht etwa nur im biologischen Sinne! Daß wir alle einmal sterben müssen, „ist alt und allbekannt, doch diese Wehmut, die herbe, hat niemand noch gebannt“ (Nik. Lenau). Wir predigen nicht dazu, daß die Menschen lernen, was sie aus der Naturbetrachtung und dem Lehrbuch der Biologie lernen können. Das letzte Ziel unserer Predigt ist nicht das „memento mori“ in möglichst drastischer Anschaulichkeit, vielleicht gar eines auf die Kanzel mitgenommenen Totenschädels (wie weiland Abraham a Santa Clara). Es geht um das „memento victoriae Christi“! Freilich, die bloße Erinnerung an die Todverfallenheit und das Sterbenmüssen ist unserer Generation schon nötiger als früheren, weil eben der Tod keine Seltenheit mehr ist und darum die Gleichgültigkeit gegen das unvermeidbare Massenereignis des Sterbens immer stärker zunimmt. Der Tod ist entpersönlicht, ein Ereignis, dem der Einzelne wohl nicht zu entrinnen vermag, dem er sich aber auch persönlich nicht mehr stellt. Der Mensch stirbt nicht mehr namentlich. „Man“ stirbt in eine große Masse hinein, es stirbt nicht mehr der Einzelmensch unter Nennung seines Namens. Hier hilft nicht allein die Erinnerung an die Unentrinnbarkeit des Todes, sondern nur die Verknüpfung des in persönlicher Verantwortung gelebten Lebens mit dem persönlich zu sterbenden Tod und das heißt dann auch mit der Verheißung einer persönlichen Auferstehung. Erst dann ist es möglich, daß wir an dem Sieg Christi über den Tod, von dem unser Text so gewaltig redet, auch wieder im Glauben persönlich und namentlich (unser Name im Buch des Lebens) zu partizipieren anfangen, d. h. unser Text für den Einzelnen wieder das Wort der gewissen Hoffnung wird („der uns den Sieg gegeben hat“).

Wie wir leben, so sterben wir auch. Das will in recht verstandenem Sinn Paulus sagen, wenn er Sünde und Tod hier in eine Sicht rückt (56). Den Zusammenhang von Sünde und Tod bezeugt die Bibel von Anfang an: Genesis 3, 19. Sündigen ist selbst nichts anderes als sterben, wie andererseits eben glauben zugleich leben bedeutet. Wir nehmen also mit unserem Sterben nicht an einem verhängnisvollen Naturgesetz teil, sondern erfahren die Bilanz unseres Lebens, die nach dem Römerbrief (6, 23) heißt: Der Tod ist Sold der Sünde. Schlatter sagt: „Der über unser Ende entscheidende Vorgang ist unser Verhältnis zu Gott“ (Erl. z. 1. Kor. 15, 56). Wir müssen den Tod wieder als Gericht sehen lernen. In ihm sind alle Anklagen, mit denen uns das verletzte Gesetz Gottes anklagt, zusam-

mengefaßt. Im Gesetz hat der Tod seinen stärksten Bundesgenossen. Es macht unsere dauernde sündhafte Scheidung von Gott evident (vgl. Röm. 7, 7 ff.). Der Tod aber setzt den Schlußstrich und die Summe darunter. Er ist summierte Trennung unseres Lebens von Gott. Wie jede Sünde in die Einsamkeit hineinwirft, wirft der Tod in die Summe aller Einsamkeiten hinein. Wir selbst können zum Kampf gegen den Tod nicht antreten, weil wir ihm ja mit unserem eigenen Leben der Mißachtung des Gotteswillens und der Scheidung von Ihm die Waffen gegen uns in die Hand liefern. Wir selbst bieten ihm die Achillesferse unserer tödlichen Verwundbarkeit. Es gilt gerade heute, diese Verantwortlichkeit des Einzelnen für seinen eigenen Tod wieder neu zu sehen. Solange wir nur ein entpersönlichtes Sterben kennen, können wir diese tiefste Not des Todes nicht erkennen und auch nie einen Blick dafür gewinnen, daß wir durch Gottes Gnade leibhaftig auferstehen sollen. Eines hängt mit dem anderen zusammen. Und gerade um den personhaften Auferstehungsleib geht es Paulus in den unserem Text vorangehenden Versen.

Ein einziger Mensch ist anders gestorben, als wir alle sterben: Jesus Christus! Anders und doch auch wieder nicht anders als wir. Anders, weil der Tod an Ihm keine Angriffsfläche fand; Er war ja keinen Augenblick seines Lebens von Gott geschieden; für Ihn gab es keine Summe der Sündensamkeiten. Nicht anders, weil Gott Ihn unter die Sünder gab und Ihn den Tod in der gleichen Gottgeschiedenheit erfahren ließ, die nicht Er, aber wir auf uns gezogen haben. Wir erfahren den Tod als unserer Sünde Sold, Er erfuhr ihn als den Sold der Weltsünde. Der Tod tobte sich an Christus in einem Scheinsieg aus, in Wirklichkeit war er „in den Sieg Jesu verschlungen“. Hier tritt an die Stelle der säkularen Verharmlosung des Todes seine wirkliche Entmächtigung durch Christus.

Wer kann von Todesüberwindung und von Lebenshoffnung reden? Die Idealisten? Das ist ihnen wohl vergangen. Es dürfte nicht vielfach so stur gestorben sein. Die Metabiologen? Es dürfte nicht vielfach so viehisch gestorben sein. Überall ist zwischen Leben und Sterben keine ersichtliche Verbindung da, weder zwischen gelebtem Idealismus und sturem Gehorsamstod noch zwischen dem biologischen Lebensrhythmus und dem abrupten Massakersterben. Kann der Christ von Lebenshoffnung reden, und ist ihm der Tod ein gelöstes Problem, dem er ohne Angst entgegenseht? Ja! Paulus lehrt uns zwar den Tod als Gericht über unser Leben sehen, aber darüber hinaus verkündet er, daß Jesus unseren eigenen Tod starb und im Sold der Weltsünde auch unserer Sünde Sold enthalten war und sich auf Ihn legte. Wie darum auch das physische Sterben für uns sei oder werde, sanft oder grausam, plötzlich oder bewußt — wer auf Christus im Leben seine Sünde wirft, für den gibt es keine komprimierte Gottgeschiedenheit im Sterben mehr. Wie die Gottgeschiedenheit schon im irdischen Dasein überwunden ist (sprich Rechtfertigung im Glauben), so ist sie es auch im Tod (sprich Auferstehung). In diesem Sinn gilt: Uns — den Glaubenden — ist der Sieg gegeben!

Der Predigt ist vom Text das Thema gestellt: Vom Tode befreit! Sie wird sich um drei Fragenkreise bewegen: Einmal um den Zusammenhang zwischen Tod und Sünde, daß das Sterben wieder als unser eigenes Sterben gesehen werde; zum anderen um Christus, der diese unsere Sterbensverantwortung trägt, dem Tod keine Angriffsfläche

bietet und durch sein Einsbleiben mit dem Vater im Tode den Tod auch für uns entmündigt; und schließlich um die Bruderschaft, die Christus uns für Sterbensnot und Auferstehung anbietet. Wir könnten auch sagen: 1. Unsere tiefste Einsamkeit. - 2. Das Sterben Jesu Christi. - 3. Uns ist Sein Sieg gegeben.

**Gedankenskizze:** 1. Erlebnis zahlreichen und grausamen Sterbens (Krieg, Bomben usw.). Macht uns das alles die ungeheuerliche Macht des Todes deutlich? Kaum! Jeder muß einmal sterben. Das ist nur eine andere Art und Weise des Sterbens als früher. Was ist der Stachel des Todes? Keine Stellvertretung im Sterben. Großes Alleinsein! Alle Bindungen lösen sich. Die Qual der Einsamkeit. Tiefste Einsamkeit ist Trennung von Gott. Die Todeseinsamkeit ist die Einsamkeit aller meiner Sünden. Sünde - Trennung! Tod - letzte Einsamkeit! Jeder stirbt seinen eigenen Tod. Ursache der Todeseinsamkeit ist nicht, daß die Uhr abläuft, sondern daß wir Gott wegliefen. Im brausenden Leben täuschen Umwelt und Menschen über die Einsamkeit hinweg, im Sterben nicht mehr. Der Film des Lebens erlebt im Tod seine Uraufführung. „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein“. Wirklich?

2. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfungen, wen suchen wir, der Hilfe tu, daß wir Gnad erlangen?“ Jesus Christus! Wie steht es in seinem Sterben um die Sündeneinsamkeit? „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Darin nicht der Ausdruck seiner Sünde, sondern meiner Angst. Seine Verbundenheit mit dem Vater war total. Sie bleibt im Tode: „In deine Hände befehle ich meinen Geist“. Das ist die Entmündigung des Todes. Darin liegt die Sieghaftigkeit Seiner Auferstehung.

3. Nun gilt aber auch: Der sterbende Jesus verbindet sich mit dem sterbenden Sünder. „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“. Das heißt also: Der siegende Jesus verbindet sich mit dem mitsiegenden Sünder. Es gibt keine Todeseinsamkeit auf Grund meiner Sünde mehr. Für den, der in Christus Frieden gewann: „Ich sehe den Himmel offen“. Auch Todesstunde ist Ungeschiedenheit von Gott. „Ein Spott der Tod ist worden“. Ausblick auf den Jüngsten Tag, an dem der Siegeszug Jesu sein wird. Trost am Totensonntag: Warum wollen wir die Toten diesem Sieg entreißen? „Sehnt euch nicht nach letzten Worten mit den Toten - wer mit Gott redet, redet nicht mehr mit Menschen“. Glauben an den Sieg/Jesu heißt getrost in Gottes Hände sterben.

Lic. Manfred Wallach

## BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Themen bei der 2. theologischen Prüfung im Spätjahr 1950

### Dogmatik

Die Bedeutung der Fleischwerdung Jesu Christi für die Lehre von Gott, vom Menschen, von der Kirche und von der Heil. Schrift.

### Ethik

Wie ist die Parole „Friede um jeden Preis“ von Gottes Wort her zu beurteilen?

- Pastorallehre  
 Die Bedeutung der Tiefenpsychologie für die Seelsorge.  
 Predigttexte  
 Johannes 15, 1—5. - Exodus 20, 12. - Hebräer 5, 14—16.  
 Homiletischer Entwurf  
 1. Thessalonicher 4, 13—18  
 Katechetischer Entwurf  
 Lied 3 als Katechese für das Erntedankfest.

### Buchbesprechungen

Erich Seeberg, *Luthers Theologie in ihren Grundzügen*. 1950.  
 2. Auflage, 240 S. Leinen DM 11,80. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart.

Der Verlag hat geglaubt, das Andenken an den im Frühjahr 1945 verstorbenen Theologen Erich Seeberg durch Neuherausgabe seines vor 10 Jahren erschienenen und alsbald vergriffenen Buches ehren zu sollen. Das Buch hat eine Reihe von Vorzügen, die hervorgehoben werden müssen. Zunächst vermittelt Seebergs Buch in den ersten Kapiteln einen guten Blick in die theologiegeschichtliche Umwelt Luthers — Mystik, Ockamismus, Humanismus —. Mit einem Kapitel über die philosophischen und religiösen Grundgedanken leitet S. über zur eigentlichen Darstellung der Theologie Luthers — Luthers Anschauung über Gott, Christus, die Sünde, die Rechtfertigung, Wort und Sakrament, die Kirche —, um in den beiden letzten Kapiteln Luthers Ethik und seine weltgeschichtliche Bedeutung aufzuweisen. Wertvoll ist, daß der Verfasser einen Überblick über die Ausgaben der Werke Luthers und über die Literatur zu Luthers Theologie vorausschickt. Das Buch verrät eine eindringende Kenntnis Luthers und zeichnet sich durch eine klare Gliederung des Stoffes aus. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß man das geistvoll geschriebene Buch nur mit einem tiefen Unbehagen beiseite legen kann. Im religionsgeschichtlichen Aspekt des Verfassers mußte der Theologe Luther verzeichnet werden. Luther ist nach Seeberg der Entdecker einer „neuen Religion“ (S. 19), heißt es gleich im ersten Kapitel, und er schließt mit der Feststellung, daß die religionsgeschichtliche Bedeutung Luthers „in einer neuen Empfindung und Bestimmung dessen liege, was Religion ist“. „Er bringt eine neue Stufe der Religionsgeschichte herauf“ (S. 253). Man fragt sich, was Seeberg meint, wenn er davon spricht, daß „der von Luther geschaffene Geschichtsmythus, der vier Jahrhunderte auf der katholischen Kirche gelegen hat, ihm das Recht zur Revolution gegeben hat“ (S. 39). Die Kategorie: Revolution sollte endlich verschwinden einem Manne gegenüber, der den Papst noch in späten Jahren anzuerkennen bereit war, wenn er nur die Predigt des wahren Evangeliums geduldet hätte, und dem alles an dem Zusammenhang mit der einen Kirche Gottes gelegen war.

Mit vielen Fragen liest man den Abschnitt über die philosophischen und theologischen Grundgedanken Luthers. Aus dem Wort: „Qualis enim unus quisque est in se ipso, talis est ei deus in objecto . . .“ auf einen Transzendentalismus zu schließen, geht wohl schwerlich. Dieses Wort Luthers läßt doch, recht verstanden, nicht den Schluß zu, „daß Gott und Mensch in einem Kraftfeld zusammengeschlossen sind, in dem die Ver-

änderung des einen Punktes die Veränderung des andern nach sich zieht" (S. 49). Luther weiß zu gut um die Freiheit Gottes, um einem religionspsychologischen Zirkel Eingang zu verstaten. Es ist ein verhängnisvolles Mißverständnis, in Anwendung eines transzendentalistischen Schemas auf Luther aus einem Satz wie dem: „Ut credis, ita habes“ zu schließen, daß für Luther „der Zorn Gottes nicht eine reale Eigenschaft in Gott ist, sondern die Spiegelung des sich nicht offenbarenden, dunkel bleibenden Gottes im Bewußtsein des Sünders“. In der Darstellung der *theologia crucis* gerät Seeberg in die Gefahr, aus der Kreuzestheologie Luthers ein dialektisch-philosophisches Prinzip zu machen: „Es ist die atemberaubende Beurteilung des Lebens: wo Mißerfolg ist, da ist Erfolg . . .“ So kann Luther sprechen, aber in dem Wissen darum, daß nicht jeder Mißerfolg Erfolg im göttlichen Sinn in sich birgt, Gott handelt oft, aber nicht immer durchs Widerspiel. Luther hat noch 1522 die feste Hoffnung gehabt, innerhalb von zwei Jahren das Papsttum zu überwinden (WA 3, 684, 3 u. 12)! Dieselbe Verwandlung einer heilsgeschichtlichen Wahrheit in ein philosophisches Prinzip liegt vor, wenn Seeberg sagt, daß die Erkenntnis der Kondeszendenz Gottes für Luther „nicht bloß Erkenntnis einer Wirklichkeit ist, sondern für ihn fruchtbar wird als Symbol einer überall gültigen und lebendigen Wahrheit. Alles Göttliche lebt in dieser Welt nur im Fleisch . . .“ (S. 83). Wo hätte Luther je gemeint, daß „auch die Sünde ihren Ort im Heilsprozeß hat und Gott die Sünde will, weil sie den Menschen willig macht zur Demut“ (S. 111) und wo heißt „büßen im Sinne Luthers . . . kämpfen, die eigene Persönlichkeit immer wieder neu schaffen . . .“ (S. 116)? Luthers theologisches Denken kreist um die Offenbarung in der Schrift. Darum kann es nicht von einem religionsgeschichtlichen und philosophischen Standort aus verstanden werden, wie ihn Seeberg einnimmt. Luther hat viele, auch hohe Selbstbezeichnungen gebraucht, aber nie hätte er sich einen „Genius“ heißen lassen, und nie hätte er zugegeben, daß „die Inkarnation nicht bloß Tatsache oder historisches Faktum, sondern fortzeugendes Symbol sei, das nur zeigt, wie es in der Geschichte zugeht“. Diese idealistische Verzeichnung der Theologie Luthers geht durch die ganze Darstellung Seebergs hindurch. Beim Lesen des Seebergschen Buches kommt einem immer wieder jene 47. These aus der *Disputatio contra scholasticam theologiam* von 1517 in Erinnerung: „Nulla forma syllogistica tenet in terminis divinis.“ Darum ist dieses Buch dem Theologiestudenten, der nicht über einige Kenntnis Luthers selbst verfügt, vielleicht mehr eine Gefahr als eine Hilfe.

D. Julius Bender.

**Emanuel Hirsch: Geschichte der neueren Theologie** im Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens. I. Band. XIV und 411 Seiten, Gzl. DM 20.—. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1950.

Was wir in den Anzeigen der ersten vier Lieferungen zum Lob dieses Werkes gesagt haben (vgl. „Für Arb. u. Bes.“ 1950, Nr. 6 und Nr. 15/16 der bad. Beil.), das gilt in vollem Umfang auch von der 5. Lieferung, die den ersten Band abschließt und dazu das eingehende Inhalts- und Namensregister bringt. Die Besonderheit des Werkes liegt darin, daß es die theologischen Leitgedanken aus den Bewegungen der Geistesgeschichte heraus entwickelt. Der Überblick über die philosophischen Zusammen-

hänge, aus denen der Säkularismus in den beiden Jahrhunderten von 1648 bis 1740 erwuchs, besonders die glänzende Darstellung des englischen Deismus, der in vieler Hinsicht neu gesehen ist, läßt jedem das Werden der Grundlagen der „modernen“ Theologie an seinen Quellorten sichtbar werden, wie immer auch er sich persönlich zu ihnen stelle (Hirsch bejaht sie weitgehend - der Rezensent weitgehend nicht). Frische Lebendigkeit und Zeitgemäßheit wird dem Werk mit Recht nachgesagt. Vermutlich wird die nächste Generation das noch deutlicher erkennen als die jetzige. - Mit dem 1. Dezember 1950 erlischt die Subskriptionsfrist (108.- DM für das ganze, sechs Bände umfassende Werk, 3.15 DM für jede Lieferung von 80 S.). Nachher kostet das Werk 120.- DM, die Lieferung 3.50 DM.

D. Karl Bender

**Max Pribilla: Deutsche Schicksalsfragen. Rückblick und Ausblick.**  
(2. völlig überarbeitete und vermehrte Auflage von „Deutschland nach dem Zusammenbruch“). Verlag Jos. Knecht, Frankfurt a. M. 342 S. Leinen 8,50 DM.

Die in diesem Buch zusammengefaßten Aufsätze sind z. T. vorher in der Monatsschrift „Stimmen der Zeit“ erschienen. Auch ihre eingehende Überarbeitung hat nicht verhindert, daß sich gelegentlich im Buch Wiederholungen finden, freilich immer in neuer Sicht, Beleuchtung und Vertiefung. Tiefer Ernst und ernste Gerechtigkeit charakterisieren das Buch in seinem unbedingten Willen zur Wahrheit. Was so manches Gedruckte der Nachkriegsliteratur ungenießbar macht, Sensationslust, Maßlosigkeit und Einseitigkeit, das findet man hier nicht, obwohl der Verfasser auch recht schmerzliche Tatsachen behandelt, niemand zuliebe und niemand zuleid, nur mit dem Ziel, uns Deutschen die Wahrheit mit ihren Konsequenzen zu zeigen. Er tut es mit gründlicher Sachkenntnis. Das tritt besonders heraus im I. Teil des Buches („Das Schweigen des deutschen Volkes“) und in dem Nachtrag zum III. Teil („Umerziehung des deutschen Volkes?“). Dort wird von der Entstehung und Entwicklung des Nationalsozialismus gehandelt unter den Gesichtspunkten: Machtergreifung, Ermächtigungsgesetz, Gleichschaltung von Gesetzgebung, Verwaltung, Polizei und Wehrmacht, Bespitzelung aller, „Reform“ des Gerichtswesens, Verlogenheit des Regimes, Stellung der Kirchen. Der „Nachtrag“ gilt „der anderen Seite“ und ihren Fehlern von Versailles und der Nachkriegspolitik von 1918 bis 1939 an bis zu den Widersprüchen in der alliierten Politik nach dem zweiten Weltkrieg (Potsdam, Morgenthau-Plan, Grenzänderungen, Ostflüchtlinge, Demontagen, Nürnberg, Entnazifizierung). Auf diesem Hintergrund erwächst das Urteil über Schuld und Irrtum in der Vergangenheit und die Einsicht in die moralische und politische Lage von heute. (Teil II: „Wie war es möglich?“) Im IV. Teil kritisiert der Verfasser mit Recht das Buch des Schweizer Max Picard „Hitler in uns selbst“, dem bei allem Wahrheitsgehalt letzte Einseitigkeit nachgesagt werden muß. Der V. Teil handelt vom „Widerstandsrecht des Volkes“, einer Frage, die das Erlebnis des Dritten Reiches gerade dem Theologen unausweichlich auferlegt. Hierin und in der gelegentlichen Beurteilung historischer Ereignisse wird vielleicht am ehesten die Meinung der Leser auseinandergehen. Das gutgeschriebene Buch darf sonst auf weitestgehende Zustimmung auch des Protestanten rechnen, weil ein spezifisch katholischer Standpunkt sich darin kaum einmal be-

merkbar macht, wohl aber ein gesundes allgemein-christliches Urteil die Gesamtsicht trägt. — Im Anhang sind neben einem Personen- und Sachverzeichnis das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 und das Heimtückegesetz vom 20. Dezember 1934 abgedruckt.

D. Karl Bender.

Prof. D. Kurt Dietrich Schmidt: **Grundriß der Kirchengeschichte**. Teil II, das Zeitalter der Alleinherrschaft der kath. Kirche auf dem Boden der germanisch-romanischen Völkerwelt (Kirchengeschichte des Mittelalters). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 1950. 130 S. Kart. 4,80 DM in Subskription, 5,60 DM einzeln.

Was in unserer Anzeige des ersten Teils (Geschichte der Kirche auf dem Boden der hellenistisch-römischen Kultur) besonders anerkannt war (vgl. „Für Arbeit und Besinnung“ vom 1. Dez. 1949, Nr. 23, bad. Beilage S. 438 f), was aber neulich irgendwo abschätzig beurteilt war, muß von diesem II. Teil aufs neue gesagt werden: charakterisiert durch Einschränkung der Stoffmassen, einprägsame Durchgliederung und Zusammenfassung, praktische Eignung als Arbeitsbuch, Vermittlung der wirklich notwendigen Kenntnisse nach dem heutigen Stand der kirchengeschichtlichen Forschung. Studenten loben die Brauchbarkeit dieses Grundrisses. Wir empfehlen ihn aufs neue.

D. Karl Bender

E. K. Skydsgaard: **Reich Gottes und Kirche**. (Heft 6 der Schriftenreihe der Bekennenden Kirche.) Ev. Verlagswerk Stuttgart. 1950. 24 S. brosch. 1,20 DM.

Der Kopenhagener Professor der Dogmatik ist, wie diese inhaltsreiche Schrift zeigt, mit der heutigen Fragestellung und der entsprechenden Literatur, auch der deutschen, vertraut. — Daß Albr. Ritschl dreimal als „Ritschel“ zitiert ist, geht wohl aufs Konto des Druckers. — In einem kurzen Gang durch das Reichsverständnis in der katholischen und evangelischen Theologie, in der neutestamentlichen Forschung und systematischen Arbeit (Joh. Weiss, Troeltsch, K. Barth, Osk. Cullmann, H. D. Wendland, H. E. Weber, R. Otto) wird der Begriffswandel gezeigt. Die zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft Christi stehende, in Christus personifizierte Kirche ist der Ort, wo der Geist, das Element des kommenden Äons, in die Welt eingreift, ohne jedoch die Gestalt dieser alten Welt aufzuheben. Darum ist sie mit dem Reich Gottes nicht identisch. Sie steht in der Spannung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit als Wesenskirche und empirische Kirche, wie sie zugleich ecclesia Gottes und der Menschen auf Erden ist, in dieser Zeit hingeordnet auf jene Zeit. Das Reich Gottes ist der göttliche Inhalt der Kirche (nicht statisch, sondern dynamisch und sakramental-eschatologisch) und ihre Verheißung, weil Christus kommt.

D. Karl Bender

#### Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Landesbischof D. Julius Bender (17 a) Karlsruhe/B., Blumenstr. 1  
Oberkirchenrat i. R. D. Karl Bender (17 a) Karlsruhe/B., Vorholzstr. 2  
Pfarrer Rudolf Böisinger (17 a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1  
Pfarrer Friedrich Feßler (17 a) Karlsruhe/B., Seubertstraße 7  
Pfarrer Richard Oest (17 a) Liedolsheim b. Karlsruhe, Vinzenzstraße 6  
Pfarrer Karl Stupp (17 a) Karlsruhe/B., Vorholzstraße 2  
Pfarrer Lic. Manfred Wallach (17 a) Karlsruhe/B., Blumenstraße 1

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein, (17a) Karlsruhe (Baden) Blumenstraße 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O — Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach b. Stuttgart